

[Jessenitz bei Lübbtheen, Kreis Hagenow – Wittenberge/  
Elbe – Privelack/Elbe, Mecklenburg – Drethem bei  
Hitzacker/Elbe – Lüneburg, Niedersachsen;  
Mai/Juni 1989]

Siegfried Wehrhoff

*Weil Honecker irrte: Mit Leiter und Badehose  
in den Westen*

Ich komme aus Jessenitz, einem Dorf in Mecklenburg, DDR-Bezirk Schwerin, Kreis Hagenow. Von da waren es nur ein paar Kilometer in den Westen. Wenn wir als Kinder mit dem Schulbus nach Hause fuhren, konnten wir die Berge von Hitzacker und Umgebung erkennen; das war westlich der Elbe und schon in Niedersachsen. Wir wußten, wieviel PS und wieviel Hubraum die Westautos hatten, welche Funktionen die Fernbedienungen der tollen Fernseher. In Gedanken lebte ich schon als kleiner Junge drüben auf der anderen, der helleren Seite des Flusses. Im Fernsehen lief vor meinen Lieblingssendungen wie Daktari oder Raumschiff Enterprise jeden Tag die Werbung. Ich ging zunächst zu den Nachbarn, um sie zu sehen, bis wir dann selbst einen Fernsehgerät bekamen, auf dem wir beide Westprogramme empfangen konnte. Da gab es Fahrräder, die an der Hinterachse sieben Ritzel hatten und vorne drei Kettenblätter. Wenn ich in den Schuppen ging und mein altes Rad sah, fühlte ich mich immer benachteiligt. Einen Tacho hatte ich nie am Rad, eine Gangschaltung erst recht nicht.

Ich blätterte oft in längst nicht mehr aktuellen Otto- und Neckermann-Katalogen, sah all die Sachen, die es im Osten nie gab. Ich hatte mir schon einen Taschenrechner ausgesucht; selbst meine Schwierigkeiten im Mathematikunterricht – dachte ich – ließe sich mit ein wenig Westgeld in den

Griff bekommen. Ein Taschenrechner für die Prozentrechnung, den ich lässig aus meiner echten Wrangler oder Levis ziehe – so schien mir das Paradies auszusehen. Westsachen machten uns zu anderen Menschen oder zu Menschen, die sich anders fühlten. Das war das Schlimmste: Sich als Bürger zweiter Klasse zu fühlen, weil man nicht das Westgeld hatte, um die glitzernden Sachen aus der Werbung zu kaufen – und außerdem lagen zwischen uns und dem nächsten „Kaufhof“ ein Zaun, ein paar Stolperdrähte und ein Fluß.

Im Dezember 1988, unterdessen längst ein junger Mann, fuhr ich mit meinem Freund Mayk nach Ost-Berlin, für uns „Landeier“ war das schon ein Stück große, weite Welt. Da haben wir beschlossen, es gemeinsam zu versuchen, einfach abzuhausen. Darüber reden konnten wir mit niemandem. Bei



*Auf diesem Bauernhof in Jessenitz bei Lübtbeen, Kreis Hagenow, habe ich mit meiner Mutter und meinen fünf Geschwistern 25 Jahre lang gelebt. Nach einer Reise nach Berlin faßten mein Freund Mayk und ich im Winter 1988/89 den Entschluß, aus der DDR zu fliehen.*

uns auf dem Land kannte jeder jeden, was in einem Mangelstaat wie der DDR auch seine Vorteile hatte. Mayk war Schlachter, ich als gelernter Schlosser jetzt selbständiger Mechanikermeister. In der DDR waren das Berufe mit goldenem Boden. Vielleicht hatten wir uns doch zu gut eingerichtet in der DDR, denn zunächst unternahmen wir nicht allzuviel, um unsere Fluchtpläne in die Tat umzusetzen. Eigentlich waren es mehr Träumereien.

*Eine fixe Idee läßt uns nicht mehr los*

Das änderte sich, als Erich Honecker Anfang 1989 verkündete, die Mauer werde noch 100 Jahre stehen. Mayk war jetzt genauso besessen wie ich von dem Gedanken abzuhausen. Daß wir uns von unseren Freundinnen trennen mußten, war vom ersten Augenblick an beschlossene Sache. „Frauen gibt es überall“, flachsten wir. Nun ließen wir keinen anderen Gedanken als den an die Flucht mehr zu. Dabei hatte ich bereits eine kleine Tochter. Nicht einmal das konnte mich stoppen. Wir heizten uns gegenseitig an, und wir hatten ein gemeinsames Ziel. Für anderes blieb kein Platz. Wir sprachen nur noch vom „Tag X“, dem Tag der Flucht.

Immer wieder pirschten wir uns mit dem Auto oder Motorrad so nah an die Grenze heran, wie es erlaubt war. Zwischen Neuhaus und Lenzen fuhren wir auf und ab, dann nach Wittenberge, wo wir die Elbe überquerten, um uns ein Bild zu machen. Dort gehörte der Fluß nicht mehr zum Grenzgebiet, das hörte etwa zehn Kilometer vor der Stadt auf. Aber natürlich konnten wir hier nicht sehen, wie die Grenzbefestigungen beschaffen waren. Die Elbe war zwischen dreihundert und vierhundert Meter breit. Wenn wir die Strömung mit einkalkulierten, mußten wir die doppelte Strecke schwimmen. Die Fließgeschwindigkeit fanden wir heraus, indem wir am Ufer einen Stock ins Wasser warfen und feststellten, daß der in einer Sekunde etwa einen Meter zurücklegte. Daß die Elbe fünfzig Kilometer flußabwärts



*Auf diesen Bubnenköpfen haben wir gestanden, um die Fließgeschwindigkeit der Elbe zu ermitteln. Im Hintergrund ist Wittenberge zu sehen.*

ein paar Meter breiter sein würde, wußten wir, das beunruhigte uns aber nicht.

Wir hatten auch mal überlegt, es eventuell anderswo zu versuchen, wo kein Fluß zu überqueren war, aber davon kamen wir schnell wieder ab. Wir wollten den Durchbruch in einer Gegend wagen, in der wir uns auskannten. Da war die Gefahr geringer, daß uns im Grenzgebiet jemand Fragen stellte und wir als Fremde auffielen. Die letzte öffentlich zugängliche Grenzstraße vor dem Sperrgebiet war etwa drei Kilometer von der Elbe entfernt, so daß wir selbst mit einem Feldstecher nichts erkennen konnten. Wir tappten immer noch im Dunkeln, wie es wohl vor Ort aussehen würde. Damit wenigstens etwas voranging, begannen wir mit dem Schwimmtraining. Da es noch zu kalt war, fuhren wir mehrmals in der Woche nach Schwerin ins Schwimmbad. Wir machten Fortschritte.

Irgendwann konnten wir uns vor der Frage nach der Be-

schaffenheit der Grenzanlagen nicht mehr drücken. Wir konnten einen ehemaligen Unteroffizier, der an dem Grenzabschnitt zwischen Neuhaus und Dömitz seinen Dienst geschoben hatte. Er vertraute uns, war recht gesprächig und schöpfte keinen Verdacht. Der Zaun sei rund 2,5 Meter hoch, erzählte er, ziemlich breit und stehe außerdem unter Strom. Einen zweiten wie an anderen Grenzabschnitten gebe es nicht – die zweite Hürde sei ja der Fluß. Wie sah es mit Wachposten aus?

Wir erfuhren, daß die Streifen nicht zu festen Zeiten patrouillieren, sondern nach einem Zufallsprinzip. Die Posten hatten einen Abschnitt zwischen zwei Wachtürmen zu befahren, jeweils fünf Kilometer vom nächsten entfernt. Und Selbstschußanlagen? „Seit Jahren abmontiert.“ – Gott sei Dank.

### *Die Leiter*

Wir überlegten, wie eine Leiter zum Überwinden des Zaunes aussehen könnte. Einfach nur ranstellen und rüberklettern ging nicht, weil der Zaun unter Strom stand. Es mußte ein Gestell sein, das den Zaun nicht berührte. Wir hatten zwei Möglichkeiten: Im ersten Fall müßte die Leiter wie ein großes umgedrehtes U konstruiert werden, damit wir auf einer Seite hoch- und auf der anderen heruntersteigen konnten, ohne den Zaun zu berühren. Dazu hätten wir natürlich eine Seite der Leiter zuvor über das Grenzhindernis und auf den Boden der anderen Seite bekommen müssen. Eine Idee für diese Konstruktion hatten wir, sie wäre aber zu schwer geworden und wurde also verworfen. Die andere Möglichkeit war schlicht eine selbststehende Leiter. Wir mußten Stahl nehmen, denn kostbares, leichtes Aluminium konnten wir uns in solchen Mengen einfach nicht beschaffen. Die Leiter mußte oben mit einem Querstück ähnlich einem Sprungbrett im Schwimmbad gebaut werden, das über dem tödlichen Zaun schwebte. Für uns hieß das, aus mehreren Metern Höhe zu springen. Das haben wir dann neben dem Schwimmen im Badesee trainiert. Mit einer Leiter auf dem Hof meiner Mutter übten wir

und begannen bei etwa anderthalb Metern; steigerten bald die Sprunghöhe um je zehn Zentimeter. Von zwei Metern an spürten wir bereits den Druck in unseren Füßen, wenn wir unten ankamen. Aber das ständige Wiederholen von weiter oben verschaffte uns Sicherheit, so daß es von Mal zu Mal besser in die Tiefe ging.

Das nötige Eisen für die Leiter war ohne Komplikationen zu besorgen, da gab es in unserer Gegend mehrere Schmieden, von denen wir alles zusammentrugten. Wir verwendeten 25er dünnwandiges Kastenprofil und ließen es gleich auf Länge schneiden, auf knapp 2,70 Meter; denn wir brauchten etwas Spielraum zwischen Leiter und Zaun. Das Aufstiegsstück war fünfzig Zentimeter breit. Wir hatten dies als Einheitsmaß genommen; wofür uns das später noch nützlich war, ahnten wir nicht. Das Aufstiegsstück wurde dann mit nur einer Strebe nach vorn abgestützt, so daß die Leiter nicht nach vorne kippen konnte. Das Überstiegsstück, das etwa 2,20 Meter lang war, verbanden wir aufsteckbar mit einem kurzen Winkel aus Vollstahl mit dem Oberteil des Aufstiegsstücks und stützten es ebenfalls ab, jedoch mit zwei kurzen Streben. Bei der Höhe und Breite, die wir zu überqueren hatten, würde das Gestell, das nur aus dünnwandigem Kastenprofil bestand, nachgeben. Stand oben einer von uns drauf, würde durch den langen Hebel des Querstücks ein sehr hoher Druck ausgeübt. Wir schweißten deshalb zur Verstärkung am Aufstiegsstück noch einen fünf Millimeter starken und zwei Zentimeter breiten Flachbandstahl hochkant von hinten auf das Kastenprofil. Außerdem ließen wir bei unserem Schmied aus viereckigem Vollstahl zwei Spitzen schmieden, die wir dazu benutzen wollten, das Aufstiegsstück in die Erde zu rammen; ungefähr fünfzig Zentimeter lang und abnehmbar.

### *Vorbereitungen auf den Tag X*

Je näher der Tag X rückte, desto konkreter wurden die Vorbereitungen. Jeder von uns legte Papiere und ein wenig Geld



*Nachgestellte Fotos von unserer selbstgebauten Leiter, mit der mein Freund Mayk und ich über den Grenzzaun an der Elbe bei Privelack klettern wollten. Seit 1999 ist die nachgebaute Leiter im Museum Checkpoint Charlie in Berlin ausgestellt.*



bereit, das er mitnehmen wollte. Wir mußten uns nun überlegen, wie wir die Leiter, die etwa 60 Kilogramm wog, an die Elbe bekommen. Es war nur möglich, sie bis zum Anfang des Grenzsperrgebiets zu bringen; dort mußte sie versteckt werden. Uns kam die Idee, das Flößchen Kränke zu nutzen, das sich genau am Beginn des Grenzgebietes entlangschlängelt und zwischen Neuhaus und Dömitz bei Zeetze in einen kleinen See mündet. Der Ort schien uns gut geeignet. Er war durch den Wald von uns zu Hause leicht zu erreichen. Mit einem Trabant, aus dem die Sitze bis auf den Fahrersitz ausgebaut waren, fuhren wir zur Mündung des Flusses am Zeetzer See. Wir hatten die Leiter zuvor in Einzelteile zerlegt und diese zu einem handlichen Paket verschnürt. Das Paket wurde in der Kränke versenkt. So schnell wie wir am Fluß waren, verschwanden wir auch wieder.

Wir machten uns Sorgen darüber, ob sich das Wetter bis zum Sonntag noch ändern würde, denn wir hatten schon seit zwei Wochen täglich 25 bis 30 Grad ohne eine Wolke am Himmel. Unser Plan stand nun fest: Der 21. Mai 1989 sollte der Neuanfang werden. Ich war besessen davon, in den Westen zu gelangen.

### *Falsches Wetter, richtiges Wetter*

Als der Termin nahte, schien der Mond und es war bei Nacht verhältnismäßig hell. Hinzu kam, daß es die ganze Nacht über sehr ruhig blieb, kaum Wind. Wir entschieden uns, die Flucht zu verschieben, und merkten, daß wir mächtig erleichtert waren. Jeden Tag trafen wir uns zur Besprechung der Situation. Nur eines hatten wir vergessen: Das war die versenkte Leiter in dem kleinen Fluß am Sperrgebiet. Wir konnten sie ja nun nicht wieder herausholen, denn wir rechneten jeden Tag mit einem Aufbruch. Wenn die nun einer entdecken würde?

Es kam ein Wetterumschwung mit ein paar Wolken, am Tage zumindest, aber nachts schien immer noch hell der Mond. Wir wollten jetzt kein Risiko mehr eingehen, auf ei-

nen Tag früher oder später kam es nicht an. Nach ein paar Tagen waren wir uns sicher, daß keiner die Leiter entdecken würde. Wir hatten sie auf der Seite des Flusses versenkt, auf der das Sperrgebiet war. Da konnte sowieso keiner hin zum Angeln oder Baden. Beide verspürten wir Ungeduld. Jetzt waren schon 14 Tage vergangen. Warum entschlossen wir uns nicht?, fragten wir uns. Das Wetter erlaubte es uns jetzt doch schon. Wir wollen doch in den Westen, oder?

Als ich am Dienstagmorgen des 6. Juni aus dem Fenster sah, bekam ich einen Schreck: Es regnete in Strömen. Unser Wetter, Fluchtwetter! Seit dem Vormittag saß ich am Radio, wartete auf die Nachrichten. Ich wollte nur hören, daß das Tiefdruckgebiet über der Elbe hängenbliebe, damit uns nachts kein Mondschein verraten konnte. Mayk ging es genauso. Mittags rief er an: „Heute machen wir es.“

„Wann kommst du?“ fragte ich. – „Um neun.“

### *Es wird ernst*

Ich kontrollierte wieder und wieder die Fahrräder, mit denen wir zur Grenze fahren wollten. Die Radtour, der Fußmarsch, der Zaun, die Elbe, der Westen – mir zitterten die Knie. Jetzt nur nicht schlapp machen! Ich legte nochmal das Angelzeug zusammen, das wir zur Tarnung mitnehmen wollten. Mayk kam pünktlich. Es konnte losgehen.

„Hast du dir eigentlich schon überlegt, wo du als erstes hinfährst?“ fragte ich.

„Nein. Wenn wir Pech haben, fahren wir als erstes in den Knast.“ Mayk blieb ganz cool, als er das sagte.

Wir setzten uns auf die Fahrräder und fuhren los. Nach einem Kilometer kamen uns ein paar Bekannte entgegen. Sie staunten ein wenig, als wir sagten, daß wir zum Nachtangeln wollten. Aber sie haben es geschluckt. Wir fuhren jetzt in den Waldweg. Da würde sicherlich kaum jemand kommen. Es war etwa 22.30 Uhr. Wir lagen gut in der Zeit. Jetzt war es auch dunkel. Wenn wir aus dem Wald kämen, würde es

stockdunkel sein. Auf der Straße zwischen Zeetze und der Kränke, die in den See mündet, in dem wir unsere Leiter versteckt hatten, blieb es auch ganz ruhig. Kein Fahrzeug, keine Menschen. Das tat gut.

Wir waren angekommen und verschwanden mit den Rädern gleich im Schilf. Wir blickten uns nach allen Seiten um, ob auch wirklich nichts zu sehen war. Leichter Wind wehte, bereits am frühen Abend hatte es aufgehört zu regnen. Aber es war stockdunkel. Die Angelsachen ließen wir an den Rädern. Zwei Messer und die beiden Stahlspitzen für die Leiter nahmen wir mit. Mit den Messern wollten wir die Lederschnüre an der zusammengepackten Leiter durchschneiden. Wir zogen unsere Kleider aus, wateten durch die Kränke, die nicht tief war – ungefähr bis zum Bauch wurden wir naß – und legten unsere Klamotten am anderen Ufer ab. Die versenkte Leiter war schnell gefunden und aus dem Wasser geholt. Wieder angezogen, marschierten wir mit der schweren Leiter über das Feld. Einen zwei Meter breiten Wassergraben überquerten wir mit Hilfe der Leiter, weil wir uns nicht schon wieder ausziehen wollten. Nach dem Graben kam ein Feld mit Getreide, das schon einen halben Meter hoch war. Zur Not hätten wir uns hier leicht verstecken können.

Am Ende des Feldes blieben wir stehen und versuchten, uns zu orientieren. Schon seit zwei Stunden bewegten wir uns im Dunkeln, so daß wir uns daran gewöhnt hatten. Bis auf den leichten Wind war alles ganz still. Wir konnten erkennen, daß wir nun zwei- oder dreihundert Meter vom Deich entfernt waren, obenauf stand eine schwarze Wand. Schafften wir das?

Ja, natürlich, wir hatten doch alles trainiert!

Ganz weit links war ein großer Bauernhof zu sehen. Es brannte kein Licht mehr. Es mußte wohl etwa halb eins sein. Rechts von uns war ein kleiner Wald mit großen Laubbäumen. Alles schien okay. Dann entdeckten wir einen riesigen schwarzen Kasten. Ein Unterstand? Ein Mannschaftswagen?

Wir ließen die Leiter liegen und schlichen uns im Kornfeld an den Kasten heran. Wir mußten uns bis auf fünfzig Meter nähern, um zu erkennen, daß es nur ein leerer Verschlag war. In der Ferne, auf dem Deich, hatten wir rechts und links keinen Wachturm entdecken können. Erleichtert gingen wir zurück zur Leiter, nahmen sie und setzten zum Endspurt an. Auf der Wiese lagen schlafende Kühe. Wir hielten uns möglichst nah am Wald. Der Deich kam immer näher und der Zaun wurde immer größer. Mit zweieinhalb Metern hatten wir gerechnet. Jetzt schien er riesig. Konnten wir uns so täuschen?

Nein, aber der Zaun stand auf dem Deich!

Unsere Gedanken führen Achterbahn, das Blut schoß uns durch die Adern. Jetzt also hin zum Zaun!

Noch eine Überraschung: Zwischen Deich und Wiese lag ein mehrere Meter breiter, frisch aufgeworfener Kontrollstreifen. Überquerten wir den, blieben Fußabdrücke, die die nächste Streife sah. Egal! Das Risiko mußten wir eingehen. Wir ließen die Leiter im Gras liegen, gingen mit leichtem Schritt über den Streifen und krochen den Deich hinauf. Der war bestimmt vier Meter hoch. Oben stand kein einfacher Zaun, sondern eine Wand aus Stahl. Verdammt hoch!

Wir schätzten sie auf zweieinhalb bis drei Meter. Sie war oben auch breiter, als wir gedacht hatten, auf jeden Fall einen Meter, mit Stacheldraht in der gesamten Breite, von unten bis oben in zehn Zentimetern Abstand. Der Stacheldraht war elektrisch geladen. Zum Glück hatten wir unsere Leiter extra so konstruiert, daß sie frei stehen konnte. Sie war zwei Meter siebzig lang – nur: Der Zaun schien höher als zwei Meter fünfzig.

*Alles umsonst?*

Bisher hatten wir nicht darauf geachtet, auf welchem Untergrund wir standen, jetzt sahen wir: Es waren Betonplatten, die vom Fundament des Zaunes bis zur äußeren Kante des



*Nächtliches Erschrecken bei unserem ersten Fluchtversuch: Wie eine Wand aus Stahl stand der Grenzzaun drohend auf dem Deich. Er war wesentlich böber, als wir angenommen hatten, mindestens 2,70 Meter! Würde unsere Leiter dafür reichen?*

Deiches, rund drei Meter breit, quer auf dem Deich lagen. Da hatte sich unser Informant wohl doch etwas verschätzt. Obendrein hatten wir die Leiter so gebaut, daß sie mit den Enden in den Boden gerammt werden konnte. Doch nun bemerkten wir, daß jede der Platten vier enge Lochreihen hatte, damit Wasser versickern konnte. Vielleicht könnten die uns sogar nützen?

Zum Glück sahen wir keine Selbstschußanlagen und auch vom Deich aus keine Wachtürme. Das schaffen wir nicht, dachten wir ... es kann doch nicht sein, daß alles umsonst war; wir können nicht wieder zurück, wir müssen es versuchen!

Also gingen wir wieder nach unten, über den aufgeworfenen Streifen zur Leiter und lösten die Lederriemen. Nun lagen zwei Leiterhälften mit zwei Stützen da, die wir schnell

zusammensteckten, sie packten und zurückliefen; noch einmal über den Streifen, der uns verraten konnte. Wir mußten die schwere Last dreimal absetzen, um nach oben zu kommen. Dann probierten wir, ob sie in die Löcher der Betonplatten paßte. Das gab es doch nicht – wie abgemessen!

Die beiden äußeren Lochreihen waren gut fünfzig Zentimeter voneinander entfernt. Es waren außerdem Langlöcher, so daß wir die Leiter auch noch um ein bis zwei Zentimeter versetzen konnten. Das Einheitsmaß, fünfzig Zentimeter breit, das wir beim Bau der Leiter genommen hatten, rettete uns!

Jeder auf einer Seite, stemmten wir sie aufrecht, bis sie senkrecht stand und das Querstück parallel zum Oberteil des Zaunes verlief. Der Abstand zwischen dem Oberteil des Zaunes und dem Querstück der Leiter war ganz ordentlich. Wir brauchten ihn, denn nicht nur das Querstück, sondern die gesamte Leiter gab ja nach, wenn einer darauf saß. Die Stahlspitzen waren zwanzig Zentimeter in die Leiter geschoben, es blieben dreißig Zentimeter, um in die Erde gerammt zu werden. Wir hofften nur, daß die Leiter dann noch hoch genug war. Mit aller Kraft sprangen wir auf die an den Stahlspitzen angebrachten Blechplatten, damit sie in dem äußerst festen Sandboden der Löcher Halt bekamen. Oben blieben keine zehn Zentimeter zwischen Zaun und Querstück. Nun drückten wir das Gestell noch einmal nach hinten, um ihre Spitze zwischen das Fundament des Zauns und das Ende der Betonplatte zu stecken. Es hielt perfekt.

Ich stieg zuerst nach oben. Mayk stützte die Leiter ab, so daß sie nicht nach hinten kippte. Zentimeter für Zentimeter kroch ich vor und beobachtete genau, um wieviel sich der Abstand zwischen Leiterquerstück und Zaun verringerte. Er schmolz Stück für Stück. Ich war noch nicht in der Mitte, als die Leiter nur noch daumenbreit über dem Zaun hing. Das war das Ende. Ich konnte nicht weiter. Wenn ich jetzt weiterkroch, stand ich unter Strom. Außerdem würde sofort Alarm ausgelöst. Was tun?, überlegten wir.

Zunächst mußte ich herunter, damit nichts passieren konnte. Dann zog ich meinen Handschuh aus und berührte mit dem Zeigefinger eine Spitze des Stacheldrahts. Zack, bekam ich eine gewischt!

Der Strom war stärker als bei einem Weidezaundraht, aber zum Glück schwächer als der aus der Steckdose. Wir sahen uns an, zogen die Leiter aus dem Boden, schleppten sie wieder den Deich hinunter, über den gepflügten Kontrollstreifen auf die Wiese und überlegten, wie wir weitermachen könnten. Da kam uns eine Idee: Wir nehmen die Spitzen aus dem Aufstiegsstück unten wieder heraus und verlängern sie! Aber wo sonst wollten wir das machen als zu Hause? Und wohin inzwischen mit der Leiter?

Auf der anderen Seite des Waldes war wieder ein Feld mit Getreide, das einen halben Meter hoch war. Wir gingen durch einen kleinen Graben und sahen uns um. Genau hier konnten wir sie verstecken, ungefähr fünf Meter weit im Feld. Nach unserer Schätzung war es zwischen ein und zwei Uhr. Zwei Stunden hatten wir zum Herkommen gebraucht, vielleicht noch eine hier vor Ort. In zwei Stunden könnten wir es schaffen zurückzukommen.

So gut es ging, verwischten wir unsere Spuren auf dem Kontrollstreifen. Plötzlich merkten wir, wie kalt es war. Das hohe Korn war naß, beide waren wir durchgefroren. Um durch das Fließchen am Rande des Sperrgebiets zu kommen, mußten wir uns wieder ausziehen. Das Wasser war fast warm, das tat uns gut, aber nur für ein paar Sekunden. Die Fahrräder lagen noch da, wo wir sie hingeworfen hatten, im Schilf am See. Also rauf auf die Räder und noch einmal nach Hause!

Vom See auf die Straße, durch das Dorf, in den Wald, auf den Weg – alles war ruhig und keiner zu sehen. Wir fuhren sehr zügig. Ein halbe Stunde brauchten wir durch den Wald, wo es noch stockdunkel war, bis auf die nächste Straße. Nun dämmerte es bereits und wir traten noch schneller in die Pedalen. Hier kam uns ein Bekannter mit einem Bus entge-

gen. Es war schon so hell, daß er uns erkannte und freundlich grüßte. Wir grüßten zurück. Man sah, daß wir vom Nachtangeln kamen. Als wir zu Hause ankamen, war es bereits vier Uhr dreißig. Wir duschten schnell, so daß uns ein wenig wärmer war, tranken einen Whisky, legten uns hin und schliefen gleich ein.

### *Der zweite Versuch*

Als wir aufwachten, schauten wir gleich aus dem Fenster. Es regnete wieder. Beim Frühstück verspürten wir eine Zuversicht, die wir bis zum Tag zuvor nicht gekannt hatten. Von Panik keine Spur. Wir wußten nun genau, wie es an der Grenze aussah und wiegen uns in Sicherheit, weil wir in solch einer brenzlichen Situation alles richtig gemacht hatten.

Gleich packten wir die Stahlspitzen aus und verschwanden damit in der Werkstatt. Wir konnten nicht nur ein Stück anschweißen, das hätte nie und nimmer gehalten. Die eine Seite mußte spitz bleiben für den Erdboden und die andere genau in das Aufstiegsstück passen. Also blieb nur eine Möglichkeit: Wir sägten die Stangen in der Mitte durch, um ein Stück von zwanzig Zentimetern dazwischen setzen zu können. Wir nahmen wieder das Eisen mit dem dünnwandigen Kastenprofil, aus dem die Leiter bestand, schoben den Vierkantstahl einige Zentimeter hinein und verschweißten alles rundherum. Die Leiter würde nun fast drei Meter hoch sein.

Es war früher Nachmittag, unsere Stimmung war prächtig. Wir wollten uns Gummizeug besorgen, damit wir vom Regen und dem Gras nicht so naß würden. Ein Bekannter, dem wir die Geschichte vom Nachtangeln auftrachten, besaß zwei Gummihosen und gab sie uns.

Der Regen hatte aufgehört, aber es wehte noch ein leichter Wind und es war immer noch ungemütlich draußen. Gegen 21.30 Uhr fuhren wir los. In zwanzig Minuten erreichten wir den Wald. Als wir ihn wieder verließen, war es bereits sehr dunkel. Die Fahrräder ließen wir wieder im Schilf an zwei Er-

lenbäumen zurück, hockten uns ein paar Minuten hin, lauschten. Ringsum war es ruhig. Nun wiederholte sich alles, wir entledigten uns der Kleider, wateten zum zweiten Mal durch den Fluß ans andere Ufer, zogen uns wieder an und marschiereten los. Wir lagen gut in der Zeit. Mit den Gummihosen fühlten wir uns einfach besser. Wir mußten ja noch durch den kleinen Graben, dann durch das Kornfeld. Schon sahen wir den kleinen Wald, die Wiese, den Bauernhof, hielten an und schauten uns um. Alles friedlich, die Leute schliefen schon. Am Wald vorbei liefen wir zu der Stelle, wo die Leiter im Korn verborgen war, und steckten sie zusammen. Alles lief wie am Schnürchen. Keiner machte mehr Witze.

Auf einem kleinen Weg stellten wir die Leiter auf, um zu testen, wie wir mit der neuen Höhe klarkamen. Die verlängerten Stahlspitzen waren kein Hindernis. Wir konnten die vordere Stütze eine Sprosse tiefer einsetzen, so daß die zwanzig Zentimeter Höhenunterschied ausgeglichen wurden. Die Leiter stand wieder. Ich kletterte hoch. Es war eine schwindelerregende Höhe. Das Querstück bewegte sich nach rechts und links, als ich oben saß. Ich war nun über der Hälfte des Querstücks, sprang ab und kam heil unten an; kein Fuß war verstaucht, keine Hand umgeknickt. Mayk meinte, er werde es auch schaffen. Wir zogen die Leiter wieder aus der Erde, legten sie auf die Seite und trugen sie im Stück. Wir waren den kleinen Weg weiter in Richtung Zaun gegangen und mit einem Mal oben auf dem Deich. Wir hatten, ohne es recht zu merken, eine sehr langgezogene Auffahrt benutzt, bei der die Steigung nicht so stark zu spüren war. Autos konnten so auf den Deich fahren oder ihn sogar überqueren, denn an dieser Stelle war ein ungefähr fünf Meter breites Tor. Das war aber genauso mit Stacheldraht verbarrikadiert wie der Zaun. In der vorigen Nacht hatten wir das Tor wegen der Dunkelheit und der Entfernung nicht erkennen können.

An ein großes Problem hatte keiner von uns gedacht: Der Zaun stand am äußersten Rand des Deiches, der zwar an

einer Seite so breit war, daß Fahrzeuge vor dem Zaun fahren konnten; auf der anderen Seite jedoch ging es sehr steil hinunter. Aus dieser Höhe zu springen, schien uns fast unmöglich. Vier Meter Deich plus drei Meter Zaun – das war ja fast wie aus dem zweiten Stockwerk!

Beim ersten Versuch war uns das gar nicht aufgefallen, wir waren zu sehr mit der Höhe des Zauns und der zu kurzen Leiter befaßt. Vielleicht war das auch gut so, denn sonst hätten wir die ganze Aktion wohl abgebrochen. Wir hatten uns schon während der Planung gesagt, im Ernstfall müßten wir das Dreifache von dem schaffen, was wir erwarteten. Beim Schwimmen hatten wir das gesamte Training darauf ausgerichtet. Aber aus sieben Metern abspringen?

Warum machten wir uns eigentlich darüber Gedanken?

Wir könnten doch von der Deichauffahrt springen, denn auf der anderen Seite gab es ebenfalls eine. Doch die Auffahrten waren von unten bis oben mit Betonplatten ausgelegt. Auf Beton waren wir bisher nie gesprungen. Nun hatten wir zwei Möglichkeiten. Wir nahmen exakt die Mitte. Genau da, wo die Betonplatten der Auffahrt endeten, ging es auch nach unten, aber das Gefälle war längst nicht so steil wie auf der übrigen Deichlänge. Wir würden an die fünfzig Zentimeter mehr springen müssen, dafür aber im weichen Gras landen.

Es war immer noch alles ruhig. Keine Streife, nichts. Wir nahmen die Leiter und suchten uns zwei Löcher mit dem richtigen Abstand zum Zaun. Die Langlöcher in den Betonplatten machten sich sehr gut, die Leiter paßte in jeder Lochreihe; auch die Stütze nach vorn bereitete uns keine Probleme. Die Leiter stand wieder fest. Der Abstand zwischen Zaun und Leiterquerstück muß ungefähr zwanzig bis dreißig Zentimeter gewesen sein. Das müßte reichen, dachten wir.

Mayk hielt das Gestell wieder von hinten fest, während ich nach oben stieg. Wie schon beim ersten Mal stand die Leiter von selbst, sobald ich das Gewicht nach vorn brachte. Er gab mir eine lange Stange mit Haken hoch, die ich dann über den

Zaun auf die andere Seite warf. Ich brauchte sie, um von drüben an der Leiter zu ziehen, wenn Mayk herüberkletterte. Ich kroch langsam weiter nach vorne, und das Querstück fing wieder an, sich leicht nach beiden Seiten zu bewegen. Es war nicht viel, aber bei der Höhe wußten wir nicht, was alles passieren könnte. Ich hatte jedenfalls Angst da oben, unsere Konstruktion könnte auf einmal instabil werden und umkippen.

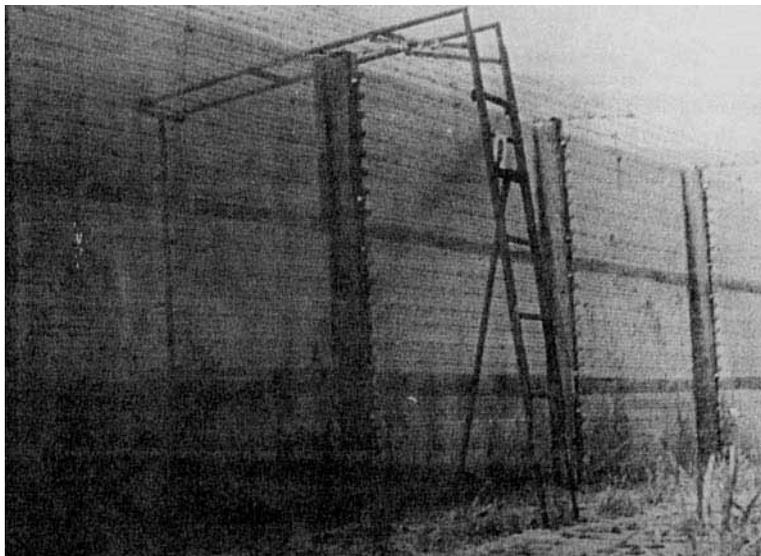
Je weiter ich nach vorne kroch, desto geringer wurde der Abstand zwischen Zaun und Leiter. Am Ende waren es noch knapp zehn Zentimeter. Der Zaun hatte oben doch eine Breite von einem Meter zwanzig. Darauf lag in zehn Zentimetern Abstand gespannter Stacheldraht – der Strom führte!

Als ich ungefähr drei Viertel des Zaunes überquert hatte, sagte ich mir, es geht nicht mehr weiter, nun muß ich springen. Ich stützte mich mit den Händen vorne ab, legte mein rechtes Bein so weit es ging auch nach vorne und drückte mich nicht zu stark ab, so daß ich mit einem Schwung nach links über den Zaun kam und nach unten fiel. Ich kam mit Händen und Füßen gleichzeitig auf, so daß der Aufprall nicht so weh tat. Es war alles gut gegangen; ich war nicht am Stacheldraht hängengeblieben und meine Füße und Hände waren auch noch in Ordnung. Das viele Training hatte sich gelohnt.

Nun war Mayk an der Reihe. Ich nahm die lange Stange und hakte sie in das Ende ein. Er stieg die Leiter nach oben und kroch ebenfalls auf dem Querstück nach vorne. Als sein Gewicht sich auf die Vorderseite verlagerte, stützte ich die Leiter von unten ab. Er konnte bis zum Ende kriechen, setzte sich auf die linke Seite, mit den Füßen nach unten, ließ sich fallen und kam auch auf allen Vieren am Boden an. Auch bei ihm blieb alles heil.

### *Im Niemandland*

Wir sahen uns an. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Wir waren in der Mitte von Nirgendwo. Halb im Osten und halb im Westen. Es waren noch etwa fünfhundert Meter bis zum Ufer



*Jetzt war die Leiter hoch genug, wir konnten es wagen, über den Grenzsaum zu klettern. Dabinter lag die Elbe, die wir durchschwimmen wollten. Eine Kopie der Aufnahme vom 8. Juni 1989 aus meiner Stasi-Akte.*

der Elbe. Wir ließen alles stehen und liefen los. Das Schilf war schon zu sehen. Plötzlich mußten wir haltmachen. Wir waren gegen einen Draht gelaufen. Einen halben Meter war der hoch, im Gras eingewachsen. Das wäre eine Katastrophe, wenn wir hier kurz vor unserem Ziel noch Alarm ausgelöst hätten!

Wir stiegen über den Draht, tasteten uns mit den Händen langsam nach vorne weiter. Nach fünf Metern kam noch einer und nach weiteren der dritte. Wir stiegen drüber, ohne sie zu berühren. Glück gehabt!

Nun breitete sich das etwa zwei Meter hohe Schilf vor uns aus. Wie mochte es dahinter aussehen? Waren da auch noch Stromdrähte?

Etwas weiter entdeckten wir eine lichte Stelle, an der das Wasser der Elbe durchschimmerte. Wir gingen in diese Rich-

tung. Einen Meter war die Böschung hoch, auf der wir standen. Ein großer Schritt und wir standen am Ufer. Eilig zogen wir unsere Sachen aus, steckten die in Milchtüten eingeschweißten Papiere in unsere Badehosen und suchten uns eine geeignete Stelle. Noch einmal sahen wir uns um, aber da war nur dichtes Schilf. Wir hatten es geschafft. Das Schwimmen war doch kein Problem mehr, glaubten wir. Falls uns das Wasser auseinandertrieb, wollten wir uns dort drüben treffen, wo das kleine Licht zu erkennen war. Wir nickten uns ein Okay zu, gingen genau zwischen zwei Bühnenköpfen ins Wasser und schwammen zügig los. Mit der Strömung war das sehr leicht. Nach einer Weile hörte ich Mayk nicht mehr. Ich rief: „Wo bist du?“

Die Antwort kam von weiter weg: „Ich kann nicht mehr, ich bin wieder am Ufer.“

Ich schrie: „Ich bin schon zu weit draußen!“ und entschied weiterzuschwimmen. Ich hätte Mayk nicht auf dem Rücken mit hinübernehmen können. Außerdem war ich bestimmt schon fünfzig Meter weit geschwommen. Für mich gab es kein Zurück. Ich schwamm mit der Strömung langsam auf die andere Seite zu, immer mit der Angst, daß mir noch etwas passieren könnte. Immerhin hatte ich nun so ziemlich die Hälfte geschafft und ein wenig Zeit zum Überlegen. Warum hatten wir bloß nicht an Schwimmwesten oder Armeifen gedacht?

Es hätte auch ein alter Schlauch von einem Auto mit ein wenig Luft drin sein können, dann wäre alles kein Problem gewesen. Dann sah ich schon die Bühnen auf der Westseite; gleich hatte ich es geschafft. Noch ein paar Züge, und ich fühlte Sand unter meinen Füßen. Es konnte nichts mehr passieren, ich war im Westen.

### *Am Ziel*

Es war immer noch ganz ruhig. Ich war ungefähr zehn Minuten geschwommen. Vielleicht war ich nur an die hundert Meter flußabwärts getrieben worden. Dann könnte Mayk

mich noch hören. Ich rief so laut ich konnte: „Ich versuche, ein Boot zu holen!“

Aber es kam keine Antwort. Nun versuchte ich, mich erst einmal zu orientieren und sah mich nach dem Licht um, das bis hinüber zur Ostseite geleuchtet hatte. Vom Ufer aus sah ich nichts, auch nicht, nachdem ich eine Böschung hinauf geklettert war und eine Wiese erreicht hatte. Einige Meter weiter rechts entdeckte ich einen Bretterzaun, der bis zum Waldrand reichte. Den lief ich entlang. Kurz vor seinem Ende kam ein kleiner Weg, der hinter einem Tor auf der anderen Seite weiterführte. Der konnte zu dem Licht führen, das wir gesehen hatten. Ich kletterte über das Tor und ging vorsichtig weiter. Da lagen ein paar Schafe auf der Wiese. Also konnten die Häuser nicht weit sein. Und dann sah ich es, unser Licht!

Es war eine Straßenlaterne einige Meter weiter. Ein erstes größeres Bauernhaus stand hier. Ich ging darauf zu, alles war dunkel. Wie spät mochte es sein?

Vielleicht ein Uhr. Mir wurde kalt, weil ich nur die Badehose anhatte. Ich mußte etwas unternehmen und dachte daran, die Leute einfach zu wecken. Durch das Gartentor kam ich auf das Grundstück, sah viele Türen, konnte aber keine Klingel finden. Und schon hatte ich die Rückseite des Gebäudes erreicht, alle Gardinen waren zugezogen.

Plötzlich hörte ich eine Tür zuschnappen. Auch ein Fenster war gekippt. Als ich davor stand, ertönte der laute Schrei eines Kindes. Sekunden später gingen die Lichter an. Hier war jemand zu Hause. Da würde bestimmt gleich jemand kommen. Die obere Hälfte einer Tür ging auf, ein Hund erschien in der Öffnung und bellte. Dahinter standen zwei Personen, die ich nicht erkennen konnte. Eine Männerstimme fragte mich: „Was machen Sie da?“

„Ich bin aus dem Osten geflüchtet.“

„Wie denn?“ fragten sie mich sofort.

„Wir sind über den Zaun geklettert und durch die Elbe geschwommen.“

„Wer – wir?“ fragte der Mann.

„Mein Freund hat es nicht geschafft“, sagte ich.

„Wir machen gleich auf“, hörte ich eine Frauenstimme.

Der Hund wurde weggezogen und die obere Tür ging zu. Dann murmelte es im Haus, und ich stand allein draußen. Ein paar Minuten vergingen, bis die ganze Tür geöffnet und ich von dem Mann hineingebeten wurde. Die Frau sagte: „Wir haben die Polizei informiert. Die wird bald hier sein.“

Sie gab mir einen Pullover und eine Hose, dann schickte sie mich duschen. Im Bad packte ich meine Papiere, den Personalausweis, meinen Führerschein und hundert Mark Ost aus. Nichts war naß geworden. Ich hatte doch drei Milchtüten und den Tütenschweißer meiner Mutter benutzt, um sie ordentlich zu verpacken. Als ich fertig und angezogen war, gab es Tee. Das tat gut nach diesen spektakulären Stunden. Die Leute waren sehr nett. Ich konnte mich nun ausweisen. Sie sahen mich genau an und verglichen mich mit den Fotos in meinen Ausweisen. Fragen hatten sie natürlich auch: Warum ich denn geflüchtet sei, was meine Familie mache und vieles andere.

Nach einer Weile hörten wir einen Wagen brummen.

„Das muß die Polizei sein“, sagte die Frau. Bevor die Polizisten hereinkamen, schaute die Frau noch schnell das Herstellerzeichen meiner Badehose an, um sich zu vergewissern, daß ich wirklich aus dem Osten war. Als sie „VEB Bademoden“ las, war sie beruhigt. In der Zwischenzeit standen die Polizisten in der Tür. Sie begrüßten mich herzlich als neuen Bürger in der BRD. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Es gab kein Zurück mehr. Ich hatte es geschafft!

Die Polizisten klärten mich erst einmal darüber auf, daß ich hier in dem kleinen Ort Drethem mit vielleicht zwanzig Häusern sei, der sich etwa zwanzig Kilometer entfernt von Hitzacker in Niedersachsen befindet. Nun mußte ich mich auch bei den Polizisten ausweisen. Ich erzählte, daß da irgendwo im Niemandsland noch mein Freund sein mußte. Ob sie nicht ein Boot besorgen könnten, um ihn zu holen?

Doch sie meinten, wir müßten zunächst zum Präsidium nach Hitzacker fahren. Ich verabschiedete mich von den Leuten und bedankte mich herzlich, bevor wir nach draußen gingen und in den VW-Transporter der Polizei stiegen.

*Wo war Mayk geblieben?*

Ich fuhr zum ersten Mal in so einem Wagen mit. Trotz der Beamten um mich herum, die mit mir auf das Präsidium fuhren, fühlte ich mich so frei! Wir fuhren die Elbuferstraße durch eine bergige und kurvenreiche Landschaft. Schon an dem Straßenzustand merkte ich, daß ich nicht mehr im Osten war. Genießen konnte ich es nicht richtig, weil Mayk drüben saß und wahrscheinlich gerade festgenommen wurde. Wir hatten nie darüber gesprochen, daß einer Probleme beim Schwimmen bekommen könnte. Dafür gab es auch keinen Grund, denn wir konnten es beide ausgezeichnet. Wenn die Stasi ihn in die Mangel nahm, das wäre bestimmt kein Zuckerlecken!

„So, wir sind da“, sagte jetzt der Fahrer. Wir gingen gleich nach oben in das Büro. Nun zeigten sie mir auf der Karte, wo genau ich angekommen war: „Hier ist der Ort, Elbkilometer 530“, erklärte der eine, „Wenn man die Strömungsgeschwindigkeit berücksichtigt, dann sind Sie hier bei Elbkilometer 529,5 losgeschwommen.“

Er zeigte mir, welcher Ort da sein könnte. Der hieß auf der Karte Privelack. Von dem Ort hatte ich öfter gehört. Die Beamten wollten wissen, ob wir schon mal dort gewesen seien. Ich verneinte, da könne man nur hin, wenn man eine Erlaubnis habe. Die aber bekäme nur, wer da Verwandte hätte.

Nun endlich telefonierten die Polizisten mit dem Zoll, um mitzuteilen, daß da noch jemand am Elbufer sitze und darauf warte, in den Westen zu gelangen. Könnten die Kollegen nicht ein Boot schicken, um den Mann da aufzulesen?

Die wollten die genaue Position wissen, der Elbkilometer wurde ihnen genannt. Es werde aber eine Weile dauern, bis das Boot da sein könne, ließ der Zollbeamte am anderen Ende



*Nach ge Glückter Flucht stehe ich in geborgten Sachen vor einer Landkarte in der Bundeswehrkaserne in Lüneburg. In der Nacht zum 8. Juni 1989, morgens gegen ein Uhr, bin ich bei Elbkilometer 530 in den Westen geschwommen. Ich bin 25 Jahre alt – und ich bin frei!*

der Leitung jetzt wissen. Es liege etwa dreißig Kilometer stromaufwärts von hier in Schnackenburg. Ich hoffte inständig, daß Mayk durchhalten möge, solange ihn die Ost-Grenzer noch nicht gefunden hatten. Mehr konnte ich nicht tun. Ich war traurig, daß er jetzt nicht auch hier war. Wir waren so gute Freunde. Die Zeit der Vorbereitung und der Geheimhaltung hatte uns noch viel mehr zusammengeschweißt. Wir



*Am Morgen nach meiner Flucht suchten DDR-Grenzer und Wachboote nach mir. Sie hatten die Leiter entdeckt. Meine Sachen lagen noch am Elbe-Strand.*

hatten einander ganz und gar vertraut, und das hatte uns auch so sicher gemacht, daß wir es schaffen würden.

Es war noch dunkel, kurz nach drei Uhr, als ich mit den Polizisten das Präsidium verließ. Sie fuhren mit mir zu einer Kaserne in der Nähe. Ich bekam ein kleines Zimmer mit einer Liege und einen Trainingsanzug und schlief gleich ein.

Am nächsten Vormittag, ich hatte Waschzeug und ein Handtuch erhalten und nach der Dusche ein paar belegte Brötchen bekommen, machte ich mich zum Abtransport bereit. Nach Lüneburg zur Bundeswehr solle ich gebracht werden, war mir mitgeteilt worden. Ich war gespannt, was man da wohl von mir wollte. Gegen Mittag kamen zwei Herren, ein Oberleutnant und sein Fahrer, um mich abzuholen. Sie begrüßten mich, stellten sich vor und erklärten, sie seien gekommen, um mir zu den Geschehnissen der letzten Nacht ein paar Fragen zu stellen. Sie baten mich, mit ihnen zu fahren. In Lüneburg an-

gekommen, führten sie mich in ein Zimmer mit einer großen Landkarte an der Wand. Ich erzählte meine Geschichte. Nun stellten sie noch ein paar persönliche Fragen zu meiner Familie, meiner Tätigkeit, meinen Bekannten und Freunden sowie meinem Motiv. Das war alles ganz harmlos, ich war eben im Westen. So einen freundlichen Umgang bei Behörden hatte ich in der DDR nie erlebt.

Ich dachte ständig an meinen Freund, wie es dem jetzt wohl ginge?

Wenn sie ihn mit dem Boot vom Zoll gefunden hätten, wäre er jetzt vielleicht auch hier. Ich fragte die Herren, ob sie etwas darüber wüßten, und mußte erfahren, daß sie nichts mehr für ihn hatten tun können. Sie erzählten mir, daß der Bundesgrenzschutz am frühen Morgen gegen vier Uhr mit einem Zollboot an der bezeichneten Stelle die Elbe auf und ab gefahren sei. Sie hatten aber keinen Menschen sehen können. Ein Signal geben durften sie nicht, die Fahrt war erfolglos verlaufen. Kurz darauf hätten sie beobachtet, wie ein Wagen der Ost-Grenztruppen die übliche Streife fuhr. Natürlich hatten sie an der Stelle gehalten, wo unsere Fluchtleiter noch stand. Bald war Verstärkung gekommen, kurz darauf Herren in Limousinen gefolgt. In derselben Zeit waren auch Mannschaftswagen mit schwerbewaffneten Soldaten und einigen Hundestaffeln angerückt. Um das gesamte Grenzgebiet zu überschauen, fehlten auch Grenzschutzboote nicht, während die Soldaten mit ihren Hunden das Elbgebiet vor dem Deich durchkämmten. Immer mehr Wagen seien vorgefahren. Von der Westseite konnte der BGS sehen, daß die Leiter noch stand und Fotografien vom Tatort gemacht wurden, die ich, wie auch einige Details, viel später in meiner Stasi-Akte finden sollte.

Gegen sechs Uhr waren sie drüben fündig geworden. Mayk hatte nach seinem mißglückten Schwimmversuch seine Kleidung wieder angezogen und sich im Schilf versteckt. Ein Hundeführer hatte ihn da entdeckt. Er war mit vorgehalte-

ner Maschinenpistole abgeführt, festgenommen und in einem fensterlosen Wagen abtransportiert worden. Zu dem Zeitpunkt waren die DDR-Grenzer mit dreißig Leuten, fünfzehn Hunden und sechs Booten noch im Einsatz. Ich ahnte, was Mayk nun alles bevorstehen würde, zwei Jahre Bautzen mindestens, und war gleichzeitig froh, daß er nicht verletzt worden war oder gar mit dem Leben hatte bezahlen müssen.

Im Bundeswehr-Büro hörten wir uns die Mittagsnachrichten von RSH (Radio Schleswig-Holstein) an. Da hieß es, in der vergangenen Nacht sei ein 25jähriger DDR-Bewohner in den Westen geflüchtet, sein Begleiter sei festgenommen worden. Am folgenden Tag stand es in den westlichen Zeitungen, wie hier im Berliner „Tagesspiegel“.

Wehrhoff, Sieghart  
Koch, Mayk

000068

12 → 24

**Der Tagesspiegel**  
**Flüchtling durchschwamm Elbe**  
**Weiterer DDR-Bürger gab auf**

Hannover (Reuter). Ein 25 Jahre alter DDR-Bürger ist in der Nacht zum Donnerstag nach Niedersachsen geflüchtet. Wie das Grenzschutzkommando Nord in Hannover gestern mitteilte, überwand der Flüchtling die Grenzsperranlagen, durchschwamm die Elbe und erreichte unbemerkt und unverletzt im Landkreis Lüchow-Dannenberg das Bundesgebiet.

Nach Angaben des Grenzschutzes gab ein zweiter Mann die Flucht auf, nachdem er etwa fünf Meter durch die Elbe geschwommen war. Mit dem Hinweis, er werde es nicht schaffen, sei der Flüchtling ans Ufer zurückgekehrt. Hier sei er später von Soldaten der DDR-Grenztruppen festgenommen und abtransportiert worden.

9. Juni 1989

Der Berliner „Tagesspiegel“ meldete am 9. Juni 1989: „Flüchtling durchschwamm Elbe. Weiterer DDR-Bürger gab auf.“ Kopie aus meiner Stasi-Akte.

### *Als Honecker irrte*

Nach der Wende las ich in meiner Stasi-Akte. Dreizehn Tage schnüffelte IM „Gorda“ herum. Er fand heraus, daß ich mir einen Schnorchel bei der Freiwilligen Feuerwehr geliehen und in einem kleinen See das Schwimmen trainiert hatte. Wohl um seinen Führungsoffizier aufzumuntern, meldete er noch, mein Freund und Komplize Mayk sei „nach Aussagen der Bürger von Jessenitz selbst von dieser Straftat zurückgetreten“. Die Straftat hieß Republikflucht, die Republik DDR – und sie schlitterte blind in den eigenen Untergang. „Die konkreten Motive für diese Tat sind nicht bekannt“, teilte „Gorda“ dem Hauptmann Grindel am 21. Juni 1989 mit. Wirklich nicht? War den Herren nicht klar, warum die Leute abhauen wollten? Und manche es auch taten?

In der Nacht zum 8. Juni 1989, morgens gegen ein Uhr, bin ich bei Elbkilometer 530 in den Westen geschwommen. Konnte ja keiner ahnen, daß die Grenzanlagen nur noch ein paar Monate stehen würden. Als mein neues Leben anfang, hatte ich Erich Honecker ein letztes Mal geglaubt. Die Mauer werde noch 100 Jahre bleiben, hatte er im Januar 1989 gesagt. Nichts da. Sie fiel – und der Osten holte mich wieder ein. Die verrückten Wendejahre machten mich zum Geldhändler, zum Immobilienverkäufer mit dickem BMW, zum Abziehbild des Traums vom „goldenen Westen“ – und am Ende zum Opfer meines eigenen Höhenflugs. Heute denke ich oft, meine beste Zeit waren die letzten Jahre in der DDR. Aber das ist natürlich Quatsch. Vielleicht träumt man immer von den Sachen, die man nicht haben kann. Jetzt ist es manchmal die DDR-Zeit; früher war es der Westen. Und das war der bessere Traum. Auch wenn er – wie alle Träume – nicht ganz realistisch war.

Mein Freund Mayk Koch und ich sind Freunde geblieben, aber wir leben seit langem in unterschiedlichen Welten. Mayk kam nach seiner Festnahme in Untersuchungshaft nach

Das Kreis gericht

Aktenzeichen: RS 136/89  
(Bei Eingaben stets anführen)

Hagenow den 25. 7. 89  
Fernruf

BStU  
000010

### Haftbefehl

Der selbständige Mechanikermeister Siegfried Wehrhoff, wohnh. 2821 Jessenitz-Siedlung, Hauptstr. 5, FKZ: 250464 4 0212 7, Staatsbürger der DDR

Ist in Untersuchungshaft zu nehmen.

Er wird beschuldigt die staatliche Ordnung der DDR durch vollendeten gemeinschaftlichen ungesetzlichen Grenzübertritts im schweren Fall angegriffen zu haben. Mit dem Ziel, die Staatsgrenze der DDR zur BRD widerrechtlich zu passieren, begab er sich mit dem Mitbeschuldigten Koch in der Nacht vom 7. zum 8. 6. 89 von seinem Wohnort nach Privetalak. Mit Hilfe einer von ihm gefertigten Leiter überwand er gemeinsam Grenzsicherungsanlagen und begaben sich in die Elbe, um sie schwimmend zu passieren. Während Koch auf Grund von Geräuschen zurückschwamm und sich versteckte, gelang es Wehrhoff, die Elbe zu durchschwimmen. Er hält sich gegenwärtig in der BRD auf.

# KOPIE BStU

Vergehen ~~Verbrechen~~ gem. § 213 Abs. 1 u. 3 Ziff. 2 u. 5 StGB

Er/Sie ist dieser Straftat dringend verdächtig.

Die Anordnung der Untersuchungshaft ist gemäß § 122 Abs. 1 Ziff. 1, Abs. 2 Ziff. 1 StPO

gesetzlich begründet, weil Fluchtverdacht besteht, der sich aus dem Charakter der Straftat und der Tatsache ergibt, daß sich der Beschuldigte widerrechtlich auf dem Territorium der BRD aufhält.

Der Erlaß des Haftbefehls ist zur Durchführung des Strafverfahrens unumgänglich.

gez. Steinmüller  
Kreisgerichtsdirektor

Gegen diesen Haftbefehl ist das Rechtsmittel der Beschwerde zulässig (§ 127 StPO).

Sie ist binnen einer Woche nach Verkündung des Haftbefehls bei dem unterzeichneten Gericht zu Protokoll der Rechtsantragstelle oder schriftlich durch den Betroffenen oder einen in der DDR zugelassenen Rechtsanwalt einzulegen (§§ 305, 306 StPO).



Ausgefertigt  
Hagenow den 25.7.89  
Sekretär



*Mein Freund Mayk, links, und ich Ostern 1990 an der Fluchtstelle an der Elbe bei Privelack, nördlich von Hitzacker. Der Elektrozaun war schon abgebaut. „BZ“, „Stern“ und MDR berichteten 2003, 2004 und 2005 über unsere Flucht.*

Schwerin. Doch schon Ende Juli kam er wieder raus. Denn in der DDR brodelte es. Die erste Flüchtlingswelle über Ungarn hatte begonnen ...

Mayk hat sich in einem Nachbarort ein altes Haus gekauft und selbst renoviert. „Alles meins“, sagt er, denn dafür hat er sehr hart gearbeitet. „Heute geht es nur noch ums Geld.“ Zur Zeit betreibt er mit seiner Schwester einen kleinen Partyservice mit Mittagstisch. Ein wenig trauert er den alten Zeiten nach, aber bestimmt nicht der DDR.

---

*Links: Kopie aus meiner Stasi-Akte vom 25. Juli 1989: Der Haftbefehl des Kreisgerichts Hagenow wegen „gemeinschaftlichem ungesetzlichem Grenzübertritt im schweren Fall“. Der Erlaß des Haftbefehls war Voraussetzung zur Durchführung eines Strafverfahrens gegen mich.*